Sexual-Probleme

Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik

«««« Herausgeber Dr. med. Max Marcuse »»»»

1909 Oktober

Geschlechtstrieb und „Liebe“ des Urmenschen.

Von Dr. **Max Marcuse.**

Die Frage nach der Stärke des Sexualtriebes des Urmenschen hat verschiedene Forscher beschäftigt, und nicht nur diejenigen, die infolge ihrer ganzen Weltanschauung geneigt sind, unser Geschlechtsleben im allgemeinen für entsittlicht, unseren Geschlechtstrieb für krankhaft gesteigert zu halten und dem sexuell entarteten Kulturmenschen den kerngesunden Naturmenschen entgegenzustellen, meinen vielfach, dass das Geschlechtliche in dem Leben der Urmenschheit eine ganz untergeordnete Rolle gespielt habe und ihre Libido nur schwach entwickelt gewesen sei.

So führt z. B. Paul Rée[1]) die heutige Intensität des Geschlechtstriebes darauf zurück, dass seit unzähligen Generationen immer diejenigen Menschen und Tiere die meisten Nachkommen hatten, deren Trieb am stärksten war; so sei allmählich eine graduelle Steigerung des sexuellen Empfindens zustande gekommen. Die prinzipielle Berechtigung einer phylogenetischen Betrachtungsweise auch des Geschlechtstriebes, sowohl seiner Intensitäten wie seiner Qualitäten, ist unbestreitbar; dennoch erweist sich die Auffassung von der geringen geschlechtlichen Bedürftigkeit des Urmenschen als gänzlich unbegründet.

Auf die Frage, ob etwa die Menschen in den Uranfängen so von Gefahren bedrängt, durch das rauhe Leben so abgestumpft, durch den fortwährenden Kampf gegen wilde Tiere und gegen Feinde so in Anspruch genommen waren, dass sie gegen die Freuden unempfindlich blieben, antwortet I. A. Dulaure[2]): „Es ist nicht recht glaubhaft, Der wilde, ungesittete Mensch und das wilde Tier werden trotz ihres Alleinseins und ihrer Wildheit von diesem gebieterischen Naturdrang heimgesucht und alle ihre Fähigkeiten in Tätigkeit gesetzt, um diese verzehrende Lust zu sättigen.“ Diese theoretischen Erwägungen erhalten eine Bestätigung durch die kostbaren Funde Piettes in Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts; es handelt sich um prähistorische plastische Bildnisse aus Elfenbein und Stein oder Bronce, die deutliche Hinweise auf den starken Sexualinstinkt des Urmenschen darstellen. Für alle diese Statuetten, — es sind ihrer 9 — ist die beabsichtigte Betonung der Geschlechtsmerkmale charakteristisch; sie geben sämtlich das Weib als Geschlechtswesen wieder. „Bedenkt man“, — bemerkt hierzu F. v. Reitzenstein[3]) — „wie lange der damalige Mensch mit seinen primitiven Werkzeugen an einem derartigen Figürchen arbeiten musste, dann geht man nicht fehl, zu behaupten, dass es in erster Linie geschlechtliche Gedanken waren, die ihn beschäftigten und deren Stärke ihm die Ausdauer verlieh, das Ziel seiner Wünsche bildlich darzustellen.“ — Bemerkenswert in diesem Zusammenhange ist auch das auf einem Schulterblattfragment aus Langerie-Basse gefundene Bildnis einer deutlich schwangeren Frau, die zwischen den Füssen eines Renntiers nackt auf dem Rücken liegt und deren Geschlechtsteile deutlich mitgezeichnet sind, obwohl sie in Natur der Lage nach nicht zu sehen sein können. — Von dem Interesse, das der Urmensch den Geschlechtsorganen zuwandte, und somit auch von der Bedeutung, die der Sexualtrieb in seinen Vorstellungen und Handlungen einnahm, legen weiterhin die Ausgrabungen Zeugnis ab, die in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Venetien in den Katakomben vorgenommen, unter einer 10 Fuss hohen Anhäufung

von Stalagmiten u. a. eine Platte aus tonartiger Masse zutage förderten, in die eine grobe Zeichnung des männlichen Genitale eingeritzt ist (Krauss und Reiskel[4]). Ja es existieren auch deutliche Hinweise darauf, dass schon der Urmensch den Geschlechtsteilen sogar einen Kult angedeihen liess oder sie zur Zauberei benutzte. So wird im Rosgarten-Museum zu Konstanz ein hölzernes männliches Glied mit Hoden aufbewahrt, bei dem — wie H. Ihm[5]) betont — man gar nicht einsehen kann, was es sonst für einem Zwecke gedient haben sollte. Es stammt aus einem Pfahlbau am Ufer von Bodmann am Überlingersee und ist 38 Zentimeter lang. Die Eichel ist sichtbar eingeschnitten, und alle Teile sprechen — nach Ihm — dafür, dass wir ein Kultsymbol vor uns haben. Und da das Symbol niemals am Beginne, sondern immer erst am Ende einer ganzen Entwickelungsreihe steht, so müssen lange Zeiträume vor der Herstellung dieses Phallusbildes die Geschlechtsteile in ihrer animalischen Bedeutung bereits die rege Aufmerksamkeit des Menschen auf sich gezogen, und das Geschlechtliche selbst muss eine grosse Rolle für ihn gespielt haben. „Nicht etwa das Abstrakte, Ideale steht am Anfang der Dinge, sondern das Sinnliche, Konkrete, Brutale“ (Ths. Achelis[6]).

Wenn trotz der offenkundigen Beweise für die starke Ausbildung des Sexualtriebes in der Urzeit gleichwohl noch manche Gelehrten an der Meinung von der geringen Sexualität des Urmenschen festhalten, so ist, selbst wenn die Hinweise von H. Ellis[7]) u. a. auf die vermeintliche Kleinheit der Genitalien bei den Primitiven berechtigt wären, das kaum begreiflich. Und wenn z. B. Buschan[8]) zu diesen Gelehrten gehört und seinen Standpunkt mit der Behauptung zu vertreten sucht, dass „wir aus einer Reihe Mitteilungen doch immerhin soviel entnehmen können, dass bei den niederen Völkerschaften das geschlechtliche Verlangen der Männer“ (— von dem der Weiber wohl ganz zu schweigen! —) „mässig entwickelt ist, wenigstens leicht niedergekämpft werden kann“, dies aber bei zivilisierten Völkern nicht der Fall sei, — so ergibt eine kritisch-vergleichende Volks- und

Völkerkunde, wie verfehlt diese Begründung ist; an dieser Stelle sei nur vermerkt, dass wir von lebenden Naturvölkern eine grosse Zahl von Skulpturen kennen, bei denen die starke Betonung der Geschlechtsteile als der Zweck der ganzen Arbeit ebenso unverkennbar ist wie bei den aus prähistorischen Zeiten stammenden Zeichnungen und Plastiken, und aus denen wir gleichfalls entnehmen dürfen, dass der Geschlechtstrieb mindestens zu gewissen Zeiten das ganze Sinnen und Trachten nicht nur des Ur-, sondern auch des Naturmenschen erfüllt. Durch nichts begründet und ganz irrtümlich ist die Behauptung von H. Ellis, dass „ein natürliches (!) Gefühl des Abscheus vor den Genitalien des anderen Geschlechts ur-sprünglich vorhanden" gewesen ist, durch das „die Schwäche des Geschlechtstriebes unter primitiven Verhältnissen" mit bedingt worden sei.

Wenn eine Änderung in der Stärke des Geschlechtstriebes im Laufe der Jahrtausende überhaupt angenommen werden darf, dann könnte man jedenfalls von einer Abnahme seiner Intensität mit weit grösserem Rechte reden. Dies schon darum, weil es nahe liegt, anzunehmen, dass die allmählich erfolgte Emanzipierung des menschlichen Geschlechtstriebes von den urzeitlichen Brunstzuständen die „Liebe" nicht nur dauerhafter, sondern auch massvoller und ruhiger gestaltet hat. Sicher jedenfalls ist, dass eine erhebliche Veränderung der elementaren Natur des Sexualinstinktes im Verlaufe der Menschheitsgeschichte nicht stattgefunden hat. Insbesondere wird die auch von Havelock Ellis aufgestellte Theorie von der Verstärkung des Sexualinstinktes durch die Kultur von den Tatsachen widerlegt, die im Gegenteil für die Unabhängigkeit des Geschlechtstriebes und seiner elementarsten Äusserungen von der Zivilisation unverkennbare Beweise erbringen. Damit wird natürlich nicht zugleich die Auffassung bestritten, dass die Verschiedenheiten, die ja zweifellos zwischen dem Sexualtrieb und Sexualempfinden des Urmenschen und dem der historischen Menschheit vorhanden sind, durch kulturelle Einflüsse mitbestimmt wurden; namentlich sind vielleicht durch die physischen und

psychischen Reizmittel, die durch die Kultur geschaffen und vermehrt worden sind, erst alle Seiten des Geschlechtslebens zur vollen Entwickelung gebracht worden. Man mag also zum Teil etwas Richtiges in der Ansicht Heapes[9]) erkennen, wenn dieser meint: „Sehr wahrscheinlich hat die Zeugungskraft des Menschen mit der Kultur zugenommen, wie sie beim Vieh durch die Domestikation gesteigert wird; und es hat die Wirkung regelmässiger reichlicher Zufuhr guter Nahrung und die vieler Stimuli, die das Leben in unserm modernen Gemeinwesen mit sich bringt, die Zeugungsorgane so angeregt, dass ein gesundes Weib fast zu jeder Zeit während ihrer Geschlechtsreife konzipieren kann.“ Aber die Behauptung von Rheinhardt[10]), das übermässige Fleischessen sei für die Verlängerung des Geschlechtstriebes über die Brunstzeit hinaus verantwortlich zu machen, ist schon deshalb nicht überzeugend, weil zwar die Frage nach der Beschaffenheit der menschlichen „Urnahrung“ noch nicht entschieden, aber soviel doch gewiss ist, dass „es eine trauliche Idylle, aber auch eine reine Erdichtung war, wenn man sich den Urmenschen im Sinne der heutigen Vegetarier als blossen Pflanzenfresser oder, dem Kindesalter seiner Kultur entsprechend, als Milchtrinker vorstellte.“ „Der wilde Mensch ist mit wenigen Ausnahmen ein grosser Liebhaber von Fleisch. Man hat also wohl Unrecht getan, zwischen die omnivoren Affen und die omnivore Menschheit eine frugivore Zwischenstufe einzuschieben, wie nach Wundt[11]) und Peschel[12]) auch Schurtz[13]) versucht hat .... Der Urmensch besass weder die Unbeholfenheit des Kulturmenschen noch dessen Ekel vor vielen essbaren, aber nicht schönen Dingen aus dem Tierreich; dabei war seine Intelligenz höher als die des Affen. Warum sollte er also, wie Schurtz meinte, nur ganz allmählich die verschiedenen Tierarten in seinen Speisezettel aufgenommen haben?“ Und Hoernes[14]), dem diese Ausführungen entnommen sind, erklärt den Umstand, dass der Urmensch nicht einmal vor der menschlichen Leiche als Nahrungsmittel Abscheu empfindet, mit dessen „starker Begierde nach Fleischnahrung.“ So wird also auch die Auf-

fassung von Virey[15]), der die perennierende Natur der menschlichen Liebe auf die überflüssige kräftige Nahrung zurückführt, durch die Tatsachen nur unzulänglich gestützt.

Damit wird eine neue Frage berührt, die schon angedeutet worden ist und deren Beantwortung weitere Aufschlüsse über die geschlechtliche Natur unserer Urahnen zu erteilen vermag.

„Was den Menschen vom Tiere unterscheidet, — sagt Beaumarchais — ist ohne Durst trinken und zu allen Jahreszeiten lieben zu können (Bloch[16])). Trifft diese Anschauung in ihrem zweiten Teile auch für den Urmenschen zu? Mit anderen Worten: Bildete der Geschlechtstrieb beim Mann und Weib der Urzeit eine annähernd konstante Grösse und ermöglichte sein beständiges Vorhandensein den Geschlechtsverkehr zu jeder Zeit, — oder aber zeigte bei ihm die Intensität des Geschlechtstriebes jene Erscheinung der Periodizität, die in der Tierwelt eine fast allgemeine ist und den Verkehr der Geschlechter auf die sogenannte Brunstzeit zu beschränken pflegt?

Dass unser Geschlechtsleben auch heute einer gewissen Periodizität unterliegt, ist unverkennbar. Besonders bekannt ist der Einfluss der Jahreszeiten auf den Geschlechtstrieb, wie er unter anderem schon aus der Verteilung der Schwängerungen auf die einzelnen Monate statistisch nachweisbar ist. Im Mai finden bei uns erfahrungsgemäss die meisten Schwängerungen statt, übertreffen aber noch im März, April, Juni, Juli regelmässig den Durchschnitt und bleiben vom September bis Februar unter ihm. Diese Unterschiede treten weit prägnanter als bei den ehelichen bei den unehelichen Konzeptionen auf; rechnet man z. B. auf einen Maitag 100 eheliche Zeugungen, so sind von unehelichen 116 zu rechnen. Diese Beobachtung gewinnt noch dadurch an Bedeutung, dass dieselben Differenzen noch ausgesprochener bei den Sittlichkeitsverbrechen und hier wieder am markantesten sich zeigen bei ihrer von Moral und Gesetz am schärfsten verurteilten Form: den Delikten, die an Kindern begangen werden. Diese Erfahrungen lehren die periodischen Schwankungen

in der Intensität des Geschlechtstriebes, der regelmässig zu bestimmten Zeiten so stark wird, dass er die inneren und äusseren Hemmungen, die ihn zu anderen Zeiten von einer abnormen oder strafbaren Befriedigung zurückhalten, vielfach überwindet und alle Schranken durchbricht. Gleichwohl ist von einem zeitweiligen längeren Aussetzen und nur temporären Auftreten des Sexualtriebes, von einem auf gewisse Zeiten sich beschränkenden Verkehr der Geschlechter bei den heutigen Kulturmenschen nicht die Rede; sie können in der Tat immer „lieben" und — tun es. Eine „Brunst" im Sinne der Tiere existiert bei uns nicht; als ein ihr ähnlicher und aus ihr restierender Vorgang ist nach Darwin[17]) freilich die „Periode" des Weibes aufzufassen, die mit einer deutlichen Erhöhung der Sexualität verbunden ist, wenn auch die Menstruation selbst eine menschliche Neuerwerbung darstellt und insbesondere mit der „Menstruation" der Affenweibchen nicht identifiziert werden darf; letztere ist vielmehr nach Metschnikoff[18]) ein Zwischenglied zwischen der tierischen Brunst und der monatlichen Blutung der Frau; diese ist seines Erachtens eine Folge der Kultur, die zur Einschränkung der Fruchtbarkeit zwang. Bei den primitiven Menschen fand die Paarung frühzeitig statt, so dass die Frau vor dem Auftreten der Menstruation schwanger wurde. Während der Schwangerschaft und des Stillens fehlte sie, und nachher trat alsbald eine neue Schwangerschaft ein, so dass die Menstruation überhaupt nicht oder nur zufällig eintreten konnte.

Die Steigerung des Geschlechtstriebes im Frühjahr findet sich gegenwärtig bei fast allen Völkern; bei manchen Völkerschaften namentlich Nordeuropas erreicht die Kurve im Winter ihren höchsten Punkt. Überall aber sind regelmässig wiederkehrende Intensitätsschwankungen des Geschlechtstriebes zu beobachten, und zwar noch sehr viel deutlicher als bei den Kulturvölkern bei den sogenannten Naturvölkern. Wie Westermarck[19]) erwähnt, haben nach den Berichten Johnstones[20]) die eingeborenen Indianer Kaliforniens „ebenso regelmässig ihre Brunstzeiten wie das Rotwild, das Elentier, die Antilope oder sonst eine Tierart". Von einigen

dieser Indianer meldet Power[21]), dass der Frühling bei ihnen „ein buchstäblicher Valentinstag ist wie bei den wilden Tieren und den Vögeln des Waldes". Ähnliche Beobachtungen liegen z. B. von den westaustralischen Watschandiern und den Tasmaniern vor. Da nun andererseits die Brunst bei den Tieren, insbesondere auch den Säugetieren, ein charakteristisches Merkmal ihres Sexuallebens überhaupt darstellt, liegt der Gedanke nahe, für den Urmenschen ebenfalls eine ausgesprochene Periodizität des Geschlechtslebens anzunehmen.

So glaubt denn auch Westermarck, dass die zeitweilige Steigerung des Geschlechtstriebes der Überrest einer ursprünglichen Paarungszeit des Menschen ist. Auch Bloch hält es für sehr wahrscheinlich, dass den ältesten Menschen die periodische Brunst mit den Tieren gemeinsam war. Diese ursprünglich ausgesprochene Periodizität des Geschlechtstriebes wäre nach Darwin — durch die wechselnden Nahrungsverhältnisse bedingt — als eine Art von natürlichem Hindernis gegen allzu rasche Vermehrung zu erklären. Je mehr Fortschritte aber die Menschheit in Kunst und Erfindungen macht, — urteilt dagegen Westermarck über dieses Phänomen — „je mehr Widerstandskraft gegen äussere schädliche Einflüsse sie erlangt, je mehr der Mensch sich von der Notwendigkeit befreit, zu frieren, wenn es kalt ist, und zu hungern, wenn die Natur mit den Nahrungsmitteln minder freigebig ist, kurz, je unabhängiger er von dem Wechsel der Jahreszeiten wird", desto häufiger werden „Abweichungen in der Paarungszeit, welche gelegentlich von jeher stattfanden, unter den veränderten Lebensbedingungen, welche direkt oder indirekt die mannigfaltigsten Änderungen bedingen, eintreten, und diese Abweichungen werden erhalten und den kommenden Generationen übermittelt. So wird es begreiflich, wie eine mit der Fähigkeit, zu jeder Jahreszeit Kinder zu erzeugen, begabte Rasse entstehen konnte". „Je mehr der Mensch die natürliche Lebensweise im Freien aufgegeben hat, je grösser der Luxus und je verfeinerter die Sitten geworden sind, desto grösser ist die Veränderlichkeit, der sein Geschlechts-

leben unterworfen wurde, und desto geringer war der Einfluss, den der Wechsel der Jahreszeiten darauf ausüben konnte. — Die Menschheit hat somit dieselben Übergänge durchgemacht, wie gewisse Tiere. Der Ziegenbock und der Esel in südlichen Ländern z. B. brünsten das ganze Jahr hindurch. Das Hausschwein paart sich gewöhnlich zweimal im Jahre, während seine wilden Vorfahren bloss eine Brunstzeit hatten. Hermann Müller[22]) hat sogar einen Kanarienvogel beobachtet, der im Herbst und Winter Eier legte. Die natürliche Zuchtwahl kann selbstverständlich für solche Abweichungen nicht herangezogen werden, sie fallen unter das Variationsgesetz. Die beschränkte Paarungszeit ist es, welche ein Produkt dieses mächtigen Prozesses bildet, der mit voller Kraft bloss unter Bedingungen wirkt, die frei sind von Zivilisation und Zähmung.“ So schwierig es ist, für die Erscheinung der ausgesprochenen sexuellen Periodizität eine völlig befriedigende Erklärung zu finden, und so mannigfaltig, ja gegensätzlich die von Physiologen und Sozialökonomen unternommenen Deutungsversuche auch sind, so wenig darf wohl aber die Tatsache selbst in Zweifel gezogen werden. Mir wenigstens scheint die vergleichende Biologie der von Bloch zitierten Anschauung von Rousseau recht zu geben, dass der Urmann und das Urweib einander nur in den flüchtigen Momenten des instinktiven Triebes umarmten und Westermarcks Annahme einer menschlichen Paarungssaison in der Urzeit gut begründet. Die Frage, ob es jährlich eine einzige solche Paarungssaison gab oder deren zwei oder mehr, bleibe unentschieden.

Die sozial-ökonomischen Zusammenhänge zwischen dem temporären Sexualtrieb des Urmenschen und dem perennierenden der späteren Menschheit hat unter anderem Westermarck in seinen oben wiedergegebenen Darlegungen aufzudecken versucht; die psychologischen Beziehungen deutet Charles Letourneau[23]) durch folgende Ausführungen*) an: Wenn man den Dingen auf den

*) Cit. nach Bloch a. a. O.

Grund gehen will, wird man finden, dass die menschliche Liebe im wesentlichen nur die Brunstzeit bei einem vernünftigen Wesen ist; sie erhöht alle Lebenskräfte des Menschen, wie die Brunstzeit die des Tieres steigert. Wenn sie scheinbar ausserordentlich davon abweicht, so kommt dies nur daher, dass der Fortpflanzungstrieb der ursprünglichste aller Triebe, während er sich in entwickelte Nervenzentren verbreitet, bei dem Menschen ein ganzes Gebiet des Seelenlebens erweckt und aufregt, das dem Tiere unbekannt ist. — Mit diesen Worten ist zugleich flüchtig auf die Bedeutung hingewiesen, die der ganzen Frage für die Erkenntnis des geschlechtlichen Empfindens unserer menschlichen Urahnen und für das Verständnis ihrer sexuellen Lebensführung überhaupt zukommt. Der nur periodisch auftretende und sich bestätigende Geschlechtstrieb schliesst die Existenz der wirklichen „Liebe" aus, d. h. macht eine Individualisierung der sexuellen Anziehung zwischen den Geschlechtern, eine über die sinnliche Befriedigung hinausgehende Dauer ihrer Beziehungen, deren Vergeistigung durch Verknüpfung des rein Körperlichen mit dem Seelischen im allgemeinen unmöglich. Eine interessante, wenn auch die urzeitlichen Verhältnisse im allgemeinen nicht ohne weiteres klärende Beleuchtung erhält die Anschauung von der ursprünglich fehlenden Individualisierung der Geschlechtsbeziehungen, zugleich aber auch von der starken Betonung, die letztere bei jeder Gelegenheit erfuhren, durch die Gewohnheit der Ainos, die auf ihren Kirchhöfen durch die Grabmäler lediglich Mann und Weib unterscheiden und diese Unterscheidung auf dem natürlichsten Wege, nämlich durch Darstellung der Geschlechtsteile, vornehmen (Reitzenstein). Das, was die „Liebe" des Menschen von dem „Geschlechtsinstinkt" seiner prähistorischen Vorfahren unterscheidet, ist bedingt durch die Befreiung der Sexualität aus ihrer ursprünglichen Abhängigkeit von der Brunst und den brunstähnlichen Zuständen.

Wie von Letourneau treffend angedeutet, handelt es sich dabei nicht um Gegensätze, sondern um Unterschiede. Wir wissen, dass auch in der im allgemeinen von der Brunst

beherrschten Tierwelt individuelle Bevorzugungen vorkommen und dass die geschlechtliche Wahlverwandschaft für das Sexualleben auch der Säugetiere, aus denen — stammesgeschichtlich — der Mensch hervorging, bedeutsam ist. Aber Robert Müller[24]) spricht ausdrücklich von „Wahlverwandtschaft", nicht von „Zuchtwahl", um zu betonen, dass den Tieren die Fähigkeit, individuelle Unterschiede wahrzunehmen und zu empfinden, fehlt, dass für die Paarung der Tiere vor allem die geschlechtliche Erregung entscheidend ist, in der sie sich zur Brunstzeit befinden, und dass diese Erregung zwar durch ein bestimmtes Tier gesteigert oder abgeschwächt werden kann, dass geschlechtliche Sympathien und Antipathien hier bisweilen eine erhebliche Rolle spielen, aber dass es sich dabei immer um einen ganz allgemeinen und unbewussten Eindruck, niemals um eine Reihe von bewussten Einzelempfindungen handelt. Wir wissen ferner, dass bei den Tieren das Männchen und Weibchen gar nicht selten über die Brunstperiode hinaus beisammen bleiben; die weite Verbreitung von ausgesprochenen Ehen bei den Vögeln ist allgemein bekannt; aber auch Säugetierehen sind eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, die namentlich R. Müller vom Standpunkte des Sexualbiologen geschildert hat. Bemerkenswert ist, dass grade diejenigen Tierarten und Individuen zu einer die Brunst überdauernden Gemeinschaft geneigt oder geeignet scheinen, bei denen die geschlechtliche Wahlverwandtschaft, also jener primitive, aber doch deutliche Anklang an eine wirkliche individuelle Liebe eine Rolle spielt, und dass „eheliche Liebe und Treue" vor allem bei gezähmten Säugetieren anzutreffen sind; nach R. Müller hängt dies vielleicht mit der Verfeinerung des Nervensystems zusammen, wie sie doch durch die Zähmung unzweifelhaft herbeigeführt wird.

Dieser Annahme entspricht in ihren Grundzügen die Auffassung von Dulaure, der die Liebe des primitiven mit der des zivilisierten Menschen vergleicht: „Die Liebe der wilden und rohen Völker ist der gesitteter Völker nicht ähnlich oder, richtiger gesagt, die Liebe kräftiger, muskelstarker Menschen unterscheidet sich von der Liebe zarter

Personen, wo das Nervenleben überwiegt. Bei den einen ist sie ein gewaltiger Drang, eine rein sinnliche Leidenschaft, bei den anderen beschränkt sie sich nicht auf einen Punkt. Sie nimmt sozusagen das ganze Wesen des Menschen ein, nimmt sein ganzes Gefühlsleben in Anspruch. Der Drang, zu geniessen, ist wohl vorhanden, aber er ist durch den, geliebt zu werden, zurückgedrängt und verschleiert. Dieses zarte Gefühl, diese harmlosen und entzückenden Vorspiele, die die Freude und den Kummer der Jugend ausmachen, gehören zu einem friedlichen Zustande, einer vorgeschrittenen Gesittung, zu feineren Sitten, aber sie gehören nicht zu dem Wesen des rohen, wilden Menschen". Wenn man mit Moll[25]) den Geschlechtstrieb in einen Detumeszenztrieb, der mehr die peripheren, an den Genitalien sich abspielenden Vorgänge umfassend, im wesentlichen auf eine örtliche „Entlastung", und in einen Kontrektationstrieb analysiert, der, mehr psychogen, auf die körperlich-seelische Vereinigung mit einem anderen Individuum gerichtet ist, dann wird man bei dem Ur- (und Natur-) Menschen ein sehr starkes Überwiegen der ersteren Komponente annehmen müssen. In Übereinstimmung damit betont Reitzenstein, dass Naturvölker die psychische Liebe überhaupt nicht kennen; als ein Beispiel statt vieler darf hierfür die Beobachtung Zöllners[26]) angeführt werden. „Der Neger liebt, wie er isst und trinkt. Aber ebensowenig wie einen schwarzen Feinschmecker habe ich jemals einen Neger gesehen, welcher der Wollust eine idealere Seite abzugewinnen vermochte." Die hiermit angedeuteten Beziehungen zwischen dem Lieben und dem Essen sind von prinzipieller Bedeutung für die gesamte Sexual-Bibliogie und werden u. a. von E. Berner*) natur- und sprachwissenschaftlich beleuchtet. Wenn Krauss und Reiskel darauf hinweisen, dass die Unterschiede, die zwischen den primitiven und den Kulturvölkern im Gefühlleben bestehen, von äusserlicher, nebensächlicher Art sind, so sprechen sie damit lediglich eine Bewertung aus, die an den Tatsachen selbst nichts ändert oder bestreitet. In diesem Zusammenhange kommt

*) Essen und Küssen. — Erscheint in der nächsten Nummer dieser Zeitschrift.

es nur darauf an, dass jene „äusserlichen, nebensächlichen“ Unterschiede aber — und damit kommen wir auf die Frage nach der Bedeutung der urzeitlichen Periodizität zurück — die Folge der allmählichen Verlängerung des Geschlechtstriebes zu einer perennierenden Erscheinung aufzufassen sind. Denn, wenn es auch feststeht, dass trotz des Gebundenseins des Sexualtriebes an Brunst- und brunstähnliche Zustände die Geschlechter bisweilen lange über diese Zeit hinaus beisammen bleiben und ein ehe- oder gar familienartiges Leben führen können, so muss doch zugestanden werden, dass erst die Befreiung der Sexualität von einer so ausgesprochenen Periodizität die Erhebung der geschlechtlichen Beziehungen aus dem Instinktiven und Momentanen in das Bewusste und Dauernde ermöglichte. Umgekehrt musste bei dem Urmenschen infolge der Periodizität, der sein Geschlechtstrieb sehr wahrscheinlich unterworfen war, das Bedürfnis nach geschlechtlicher Vereinigung und seine Befriedigung lediglich auf den physischen Prozess sich beschränkt haben und sein Geschlechtsleben ein rein triebmässiges gewesen sein. Dies auch schon darum, weil die Einsicht in den Zusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Fortpflanzung, auf der zu einem wesentlichen Teile die Vergeistigung und Individualisierung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern beruht, dem Urmenschen wegen der zeitlichen Intervallen zwischen Ursache und Wirkung wahrscheinlich fremd war, wenn ihm auch die Beobachtung an Tieren manchen Aufschluss darüber geben konnte. So berichtet z. B. der Bischof von Nord-Queensland, Dr. Frodsham*), dass die Aruntastämme und andere eingeborene Völkerschaften Nord-Queenslands nicht glauben, dass die Geburten das Resultat des geschlechtlichen Verkehrs sind. Dr. Frodsham sagt, dass solcher Zweifel an den Folgen des „intercourse of the sexes“ von allen ihm bekannten Stämmen Nord-Queenslands geteilt wird, und dass dies ein Faktum ist, mit dem man bei dem Versuche, die Eingeborenen einer höheren geschlechtlichen Moral zuzuführen, im Missionswerk stark zu

*) Mitteilung der Frankf. Ztg. vom 8. Sept. 1909 nach einer vorläufigen Veröffentlichung von J. G. Frazer im Athenaeum.

rechnen hat. Denn selbst nach längerem Aufenthalt in den Missionsstationen lassen sich die Eingeborenen auf die wahre Erklärung von Konzeption und Kindgeburt nicht ein und weisen sie unbedingt zurück. Ein psychologischer Grund für diese Unkenntnis ist offenbar durch den bei fast allen Primitiven anzutreffenden Totemismus gegeben, d. h. durch die Anschauung, dass der Clan und seine einzelnen Angehörigen von einem — meist heilig gehaltenen — Tiere abstammen. Dieses Stammtier wandelte einst auf Erden, bis es in unterirdische Höhlen einging, während sein Leib sich in Felsen, Bäume und Sträucher verwandelte. In diesen leben die Kinderkeime und schlüpfen durch die Hüfte in eine vorübergehende Frau, bei der sie sich durch Übelkeit und Schmerzen bemerkbar machen *). Jedenfalls glaubt Westermarck mit Recht an eine Urzeit, in der die Vaterschaft, im physiologischen Sinne des Wortes, noch nicht entdeckt war; in Übereinstimmung damit muss erst die Erreichung einer gewissen Kulturphase vorausgesetzt werden, ehe überhaupt der väterliche Anteil an der Entstehung des Kindes erkannt werden konnte. Es fehlte also wohl für den Urmenschen ein sehr gewichtiger Grund, in dem Geschlechtsakt etwas anderes als ein Mittel zur Befriedigung momentaner Triebe zu sehen. Und die Abhängigkeit des Sexualtriebes von brunstähnlichen Zuständen erklärt gerade die Heftigkeit und Gewalt, mit der das Geschlechtliche wenigstens zeitweilig den Urmenschen beherrschte, seine Phantasie erfüllte und ihm die Kraft und Ausdauer gab, sich von dem Ziel seiner Leidenschaftlichkeit jene Bildnisse zu formen, die Zeugen sind der Stärke, mit der sich sein Gestaltungstrieb in dem einen Gedanken an das Geschlechtliche konzentriert haben muss.

Der Schöpfer aller dieser Werke kann übrigens, wie Reitzenstein mit Recht betont, nur der Mann gewesen sein; das Weib hatte kein Interesse, sich als Sexualwesen bildlich darzustellen, und es erhebt sich die naheliegende Frage, „ob dieses Nachträumen sexueller Empfindungen einem bestimmten Weibe oder dem Weibe überhaupt“

*) Dr. J. B. in der Frankf. Ztg. vom 9. Sept. 1909. — Ausführführliches über den Totemismus s. auch in Max Marcuse: Sexualgeschichte der Menschheit. Vgl. weiter unten.

galt. Die Beantwortung dieser Frage würde zugleich die Lösung des sexual-historischen Fundamentalproblems bringen, wie es die Urgeschichte der sexuellen Lebensformen darstellt, die in meiner „Sexualgeschichte der Menschheit“ ausführlich erörtert werden wird *).

Aber in diesem Zusammenhange drängt sich noch eine andere Frage auf, — nämlich die nach den psychischen Geschlechtsunterschieden, insbesondere in Hinsicht auf den Sexualtrieb. Dieses Problem ist auch in bezug auf die Verhältnisse der Gegenwart lebhaft umstritten, wenn freilich auch nur die Urteillosesten und Unwissendsten die Meinung von der prinzipiellen Gleichheit und Gleichartigkeit des männlichen und weiblichen Geschlechtstriebes vertreten können. Ernsthafter ist die Diskussion, soweit sie die Frage betrifft, ob die verständigerweise gar nicht zu leugnenden quantitativen und qualitativen Unterschiede in dem sexuellen Verlangen und Empfinden von Mann und Weib erst durch sozial-ökonomische Einflüsse geschaffen worden sind oder von Natur aus und von Anbeginn an schon bei den Urmenschen bestanden haben. Aber nicht dass den jedem der beiden Geschlechter eigenen körperlichen sexuellen Charakteren auch eine besondere Art und Stärke ihres Geschlechtstriebes a priori entspricht, dass die Frau nicht erst in unserer Zeit durch das Empfangen und Gebären sich vom Manne unterscheidet, und dass somit fundamentale Unterschiede in der „Liebe“ und dem Geschlechtstrieb auch des Urmannes und des Urweibes existiert haben müssen, darf bezweifelt werden; die Aufgabe kann nur die sein, die Grenze zwischen diesen „natürlichen“ Differenzen und den etwa durch äussere Umstände geschaffenen „künstlichen“ zu erkennen. Bei den sogen. Naturvölkern sind für den Unerfahrenen deutliche individuelle Unterschiede im Äusseren meist überhaupt schwer wahrnehmbar, was ja angesichts einerseits der primitiven, für alle Individuen gleichförmigen, weder durch Standes- noch

*) Drei Bände. Mit zahlreichen Abbildungen. In circa 21 Lieferungen à 1 Mark. Verlag Dr. Paul Langerscheidt, Grosslichterfelde. Erscheinungstermin 1910/11. — Vgl. auch meinen Aufsatz: Aus der Sexual-Ökonomie der Urzeit. Die Umschau. 1909.

durch Berufs-Unterschiede differenzierten Lebensführung — und andererseits des gewichtigen Einflusses der Berufstätigkeit und des ganzen „Milieus“ auf Physiognomie und Eigenart des Kulturmenschen — nicht verwunderlich ist. Aber auch eine Unterscheidung auf den ersten Blick zwischen männlichen und weiblichen Individuen wird bei primitiven Volksstämmen dem Beschauer nicht immer ganz leicht; eine Betrachtung von Photographien hebt oft die weitgehende äusserliche Übereinstimmung der beiden Geschlechter bei den Naturvölkern besonders deutlich hervor. Dass zwischen „Urmann“ und „Urweib“ die Ähnlichkeit noch viel ausgesprochener gewesen ist, scheint sicher. Die Ursache für diese Erscheinung ist unzweifelhaft darin zu finden, dass bei unseren primitiven Vorfahren eine Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen anfangs gänzlich fehlte, dann aber doch auch nur zunächst auf die gröbsten Differenzen beschränkt blieb und die Lebensführung der beiden Geschlechter im wesentlichen dieselbe gewesen ist. Selbst das Gebären beeinflusste das äussere Leben des primitiven Weibes so gut wie gar nicht, denn alsbald nach der erfolgten Niederkunft muss es der weiterziehenden Horde folgen. (Umgekehrt ist das sog. Männerwochenbett bei manchen Naturvölkern geeignet, die fundamentalen Unterschiede zwischen Mann und Weib in ihren natürlichen Einwirkungen auf die äussere Lebensführung auszugleichen, ja scheinbar fast in ihr Gegenteil zu verkehren.) Für die Beurteilung des ganzen, hier angedeuteten Problems gibt nach A. Gerson[27]) die Vergleichung der männlichen mit den weiblichen Oberarmmuskeln ein lehrreiches Kriterium: Männer- und Frauenarm unterscheiden sich heute wesentlich in äusserer Form und anatomischer Struktur, während bei den entwicklungsgeschichtlich den Menschen am nächsten stehenden Vierhändern — und bei den primitiven Volksstämmen — die Geschlechter gar nicht oder nur unwesentlich im Bau ihrer vorderen resp. oberen Extremitäten unterschieden sind.

Der geringeren Differenzierung im Äusseren entspricht nun sehr wahrscheinlich ganz besonders — aus analogen Gründen — ein geringerer Unterschied im Psychischen, insbesondere im Sexual-Psychischen. Er hielt sich dort noch

innerhalb der von der „Natur“ gesetzten Grenzen, die beim Aufsteigen in kompliziertere Kulturen immer mehr erweitert und vertieft wurden. Infolge der Änderungen, denen unser gesamtes Wirtschaftsleben zurzeit unterliegt, stünde jedoch wieder eine allmähliche Aufhebung der sogenannten „künstlichen“ Unterschiede zwischen den Geschlechtern, also eine Annäherung an kulturlose oder wenigstens kulturarme Urzeiten in Aussicht, wenn man nicht hoffen dürfte, dass das Eindringen der Frau in die „männlichen“ Berufe nur eine durch vorübergehende sozial-ökonomische Nöte bedingte Übergangserscheinung ist, die freilich das gegenwärtige Geschlechtsleben vielfach entscheidend beeinflusst.

Die ursprünglich geringere Differenzierung zwischen männlichem und weiblichem Geschlechtsempfinden hat jedoch noch eine andere ganz natürliche Ursache in der geringen Beteiligung des Psychischen an dem Sexuellen bei den (Natur- und) Urmenschen überhaupt. Es ist hier doch von Geschlechtsunterschieden auf geistig-seelischem Gebiete die Rede; und gerade dieses stellt einen erst sich allmählich herausbildenden, gänzlich unentwickelten Bezirk in dem rein instinktiv ablaufenden Leben unserer Urahnen dar. Sexuelle Scham, Eifersucht aus geschlechtlichen Motiven, Keuschheit waren ihnen noch unbekannte Begriffe, wie sie denn überhaupt noch nicht zu „lieben“ wussten. Wie sollten da also jene psychischen Geschlechtsmerkmale schon ausgebildet gewesen sein, die in der Kulturmenschheit die Liebe des Mannes von der Liebe der Frau wesentlich unterscheiden?! Insbesondere wäre es durch nichts gerechtfertigt, an eine stärkere Betonung monogamer Triebe schon beim Urweibe glauben und sie den polygamen des Urmannes gegenüberstellen zu wollen. In Zeiten, in denen eine individuelle Vaterschaft noch nicht gekannt wurde, in denen noch nicht einmal Ansätze zur Familie (in unserem Sinne) vorhanden waren, in denen die gesamte Lebensführung eine ausgesprochen s o z i a l e gewesen ist, vor allem: in denen der Instinkt noch beinahe unumschränkt herrschte, kann vernünftigerweise nicht daran gedacht werden, dass für das Weib das natürliche sexuelle Variationsbedürfnis weniger dringend

gewesen sei oder dass es mehr Grund zu dessen Bezwingung gehabt habe als der Mann. Erst unter dem Einflusse kultureller Entwickelungen, namentlich unter dem Drucke des Mannes, der es zur „Treue“ verpflichtete, hat das Weib ganz allmählich gelernt, monogam zu fühlen, während der Mann niemals in demselben Masse genötigt worden ist, sich von seinen polygamen Trieben zu emanzipieren. Also auch diese gegenwärtig uns als fundamental erscheinenden Differenzen zwischen männlichem und weiblichem Sexualempfinden hatten sich bei unseren menschlichen Urahnen noch nicht herausgebildet.

Bei der Untersuchung des Geschlechtstriebes der Urmenschheit ist es unmöglich, an der Frage nach dem Alter der sexuellen Abnormitäten vorüber zu gehen. Zu ihrer Beantwortung fehlen freilich noch die wichtigsten wissenschaftlichen Voraussetzungen. So wertvolle Kunde wir auch schon von dem Geschlechtstriebe bei den Primitiven im allgemeinen haben, — auf dem Gebiete der sexuellen Perversionen und Perversität sind wir noch sehr unwissend. Nur soviel ist gewiss, dass beinahe sämtliche sexuellen „Laster“ auf der ganzen Erde anzutreffen sind, und zwar bei ganz kulturarmen und einander durchaus fremden, also von einer gegenseitigen Beeinflussung gänzlich ausgeschlossenen Volksstämmen. Dies trifft insbesondere für die Homosexualität zu, für deren ausserordentliche Verbreitung unter allen Naturvölkern F. Karsch[28]), in jüngster Zeit auch Westermarck[29]) ein überraschend umfangreiches und kritisch verarbeitetes Material beigebracht haben, während über die Onanie bei den Primitiven namentlich O. Stoll[30]) wertvolle Aufschlüsse gibt. Gleichwohl behält Näcke[31]) mit seinem Hinweis auf die Unzulänglichkeit unserer bisherigen Kenntnisse von geschlechtlichen Abnormitäten bei den Primitiven und auf die Schwierigkeit, hier zuverlässige Beobachtungen zu erhalten, durchaus recht. Für unsere Betrachtung sind derartige Erfahrungen ohnehin kaum zu verwerten, da ein Rückschluss gerade in dieser Hinsicht von den Zuständen bei den Naturvölkern der Gegenwart auf urzeitliche Verhältnisse nicht angängig ist. Wenn es auch sich als gänzlich verfehlt erweist, die so-

genannten Perversitäten als Kulturkrankheiten, als Entartungserscheinungen zu betrachten, so wird man sie doch immerhin als durch gewisse sozial-ökonomische und psychologische Einflüsse bedingt sich vorzustellen haben, die bei unseren ältesten Urahnen noch nicht wirksam gewesen sind. „Überall in der Welt gibt es gleichgeschlechtige Liebe" — sagt Bethe[32]) mit Recht — „und sie fängt nicht erst beim Menschen an; der gewaltige Naturtrieb erzwingt sie in der Not." Diese Not — in erster Reihe Mangel am anderen Geschlecht, Entbehrung des normalen Geschlechtsverkehrs — kannten die Urmenschen gewiss nicht. Jedenfalls steht trotz aller Bemühungen von Karsch u. v. a. ein Beweis dafür, dass die Homosexualität dem Menschengeschlechte von Anbeginn an eingeboren sei, noch aus. Das aber versteht sich von selbst: „Während in unserer Zeit die rein ideellen symbolischen Formen der sexuellen Perversitäten viel häufiger sind" (Bloch[33])), müssen, wenn sie überhaupt vorkamen, die Betätigungen eines „abnormen" Geschlechtstriebes bei unseren primitiven menschlichen Urahnen sich auf rein physische Instinktbefriedigungen beschränkt haben.

Die Erforschung und das Verständnis der Urgeschichte des menschlichen Sexuallebens gründet sich zu einem erheblichen Teile auf die Untersuchung der Stärke und der Art des urmenschlichen Geschlechtstriebes. Die wichtigsten Fragen, die sich hier aufdrängen, habe ich in vorstehendem insoweit zu beantworten versucht, als es der gegenwärtige Stand unseres Wissens ermöglicht. Viele Zweifel können noch nicht beseitigt, zahlreiche Lücken noch nicht ausgefüllt werden. Und manche Frage, z. B. die nach der ursprünglichen Körperstellung beim Koitus, konnte überhaupt unberührt bleiben, weil ihre Erörterung über theoretische Spekulationen noch nicht hinausgediehen ist und in der geschichtlichen Erkenntnis des urmenschlichen Geschlechtslebens uns nicht wesentlich weiter zu bringen vermag. Trotz alledem lässt sich schon jetzt von dem Geschlechtstrieb und der „Liebe" beim Urmann und Urweib eine wissenschaftlich gut begründete Vorstellung gewinnen, die zu einem fest gefügten Fundament für die gesamte prähistorische Sexualforschung Erhebliches beiträgt.

Literatur.

1) Paul Rée: Der Ursprung der moralischen Empfindungen. Chemnitz 1877. — Die Entstehung des Gewissens. Berlin 1885. — 2) J. A. Dulaure: Die Zeugung in Glauben, Sitten und Bräuchen der Völker. Verdeutscht und ergänzt von Friedrich S. Krauss u. Karl Reiskel. Leipzig 1909. — 3) F. v. Reitzenstein: Urgeschichte der Ehe. Stuttgart 1909. — 4) Krauss und Reiskel: cf. 2. — 5) H. Ihm: Nachträge zu Dulaure (cf. 2). — 6) Ths. Achelis: Über phallische Gebräuche und Kulte. Sexual-Probleme, Mai 1909. — 7) H. Ellis: Das Geschlechtsgefühl. Deutsch von Hans Kurella. Würzburg 1909. — 8) Georg Buschan: Die beiden Geschlechter innerhalb der einzelnen Rassen. — Im 3. Bande von „Mann und Weib. Ihre Beziehungen zueinander und zum Kulturleben der Gegenwart.“ Herausgeg. von Kossmann und Weiss. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1907—1909. — 9) W. Heape: The sexual season of mannuals, Quarterly Journal of microscopical Science, XLIV, 1900. — 10) W. Rheinhardt: Der Mensch als Tierrasse und seine Triebe. Leipzig 1907. — 11) W. Wundt: Ethik. Stuttgart 1892. — 12) O. Peschel: Völkerkunde. Leipzig 1874. — 13) H. Schurtz: Die Speiseverbote. Hamburg 1893. — 14) M. Hoernes: Natur- und Urgeschichte des Menschen. Wien u. Leipzig 1909. — 15) J. J. Virey: Das Weib. Leipzig 1827. — 16) J. Bloch: Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur. Berlin 1909. — 17) Ch. Darwin: The variation of animals and plants under domestication. London 1868. — 18) E. Metschnikoff: Studien über die Natur des Menschen. Leipzig 1904. — 19) E. Westermarck: Geschichte der menschlichen Ehe. Berlin 1902. — 20) H. H. Johnston: The kilimanjaro Expedition. London 1886. — 21) St. Powers: Tribes of California. U. S. Geograph. and Geolog. Survey of the Rocky Mountain Region: Contributions to North American Ethnology. III. Band. Washington 1877. Cit. in Westermarck. cf. 19. — 22) H. Müller: Am Neste. Berlin 1881. — 23) Ch. Letourneau: L'évolution du mariage et de la famille. Paris 1888. — 24) R. Müller: Säugetier-Ehen. Sexual-Probleme, Januar 1909. — 25) A. Moll: Libido sexualis. Berlin 1898. 26) Zöllner: Forschungsreisen in Kamerun. Cit. in Reitzenstein. cf. 3. — 27) A. Gerson: Die physiologischen Grundlagen der Arbeitsteilung. Zeitschr. f. Sozialwissensch. 1908. 9—12. — 28) F. Karsch: Uranismus oder Päderastie und Tribadie bei den Naturvölkern. Jahrb. f. sex. Zwischenstufen. III. 1901. — 29) E. Westermarck: Homosexualität. Sexual-Probleme, 1908, S. 248 ff. — 30) O. Stoll: Das Geschlechtsleben in der Völker-Psychologie. Leipzig 1908. — 31) P. Näcke: Sexuelle Umfragen bei halb- und unzivilisierten Völkern. Anthropophyteia. V. 1908. — 32) E. Bethe: Die dorische Knabenliebe. Rhein. Mus. f. Philol. 62. Bd. 3. Heft. S. 438. — 33) I. Bloch: Die Perversen. Berlin. o. J.